



milalis

laudanum

milalis
laudanum

It's getting harder to believe I've gotta go, but I don't wanna leave. You've got your mortality on your sleeve. And if I'm something you've outgrown, you think that maybe I'd have know. God I wish I'd just known. I want you to be like me. It'd be so easy if you just agree. I've chucked it all out in the past 'cause you're the one I want at last you are the one for me. I want you to be like me. It'd be so easy if you just agree.

Letters To Cleo

... Kerzen verschwimmen zu einer gleißenden Flamme umgeben von zuckenden Farben. Mein Gesicht wie in einem Spiegel, verzerrt und grin-send, über den riesigen, ölig schimmernden Wachslachen; der Tisch bewegt sich, wandert umher.

Oh wär' ich doch nicht allein, nicht jetzt in der brütenden Hitze unter der Sonne! Langsam heben sich meine Füße aus dem schleimig klebri-gen Sand, die Kleider zerreißen im Wind zu Fetzen, in der Ferne platzen blutrot eitrig zähe Blasen auf; es ist mein Blut, das Meer, nach dem ich mich sehne. Ich beginne zu laufen, doch Lianen, die sich am Boden schlängeln, hindern mich und zerren und ziehen an mir. Ich falle, kralle meine Finger in weiches haariges Fleisch, endlich, nicht mehr allein, mein Atem geht ruhiger, doch im nächsten Moment erhebt sich ein riesiger Phallus aus dem schwarzen Gestrüpp vor mir, droht auf mich zu stürzen. Ich schreie, doch es ist, als ob ein toter Vogel schreit. Nur braune Käfer schlüpfen über die Lippen und fliegen

davon ... taumelnd stürze ich in einen riesigen Schlund ... kalte Finsternis greift nach mir ...

»Sara!« von Ferne dringt eine vertraute Stimme flehend wie in einen tiefen Schacht hinunter zu mir. Langsam nehme ich wahr, wie Hände auf meine Wangen klatschen, kaltes Wasser meine Stirn benetzt. Ich liege starr, ich kann mich nicht bewegen, nicht die Augen aufschlagen, antworten.

»Sara, ...« rief Mauri verzweifelt und gleichzeitig erleichtert, als sich meine Lider endlich zitternd erhoben; sie überschüttete mich mit zärtlichen Küssen und ihre Zunge trocknete mein schweißnasses Gesicht.

Ich versuchte ein Lächeln und undeutlich kaum wahrnehmbar flüsterte ich: »Es war so furchtbar.« Ich stützte mich auf, aber ich hatte nicht die Kraft und wäre vom Sofa gerutscht, wenn mich Mauri nicht abgefangen hätte. Mein Kopf ..., als ob ein Dutzend schwerer Dampfhammer ihre Arbeit verrichteten und gewaltige Eisenpfeiler ihn spalten wollten; ich schloss die Augen, das Licht tat mir weh. Mauri sagte nichts, sie strich über meine verklebten Haare, hob sacht meinen Kopf an und gab mir Wasser in kleinen Schlucken.

Ich muss eingeschlafen sein und ein paar Stunden geschlafen haben; es war dunkel im Zimmer und nur der Mond warf sein kaltfahles Licht in den Raum. Ich fror. Mauri schlug die Decke zurück und zog mich lang-

sam aus; die Kleidung klebte an mir und war schweißgetränkt.

»Komm Sara, ich hab' dir ein heißes Bad eingelassen.« Noch immer benommen hob ich meine Beine vom Sofa und wankte vor Kälte zitternd in Mauris Armen zum Badezimmer. Ein weicher Pfirsichduft empfing mich, als sie die Tür öffnete. Ein paar Kerzen standen auf den Ablagen, dem Waschbecken und dem Fußende der Wanne; im warmen Nebel, der den Raum erfüllte, war ihr Schein gedämpft und unwirklich. Ich lächelte.

Mauri half mir in die Wanne und ich ließ mich sanft in den Schaum gleiten. Sie setzte sich auf den Wannenrand, und blickte mich still an; Tränen liefen über ihr Gesicht; Tränen des Glücks und der Verzweiflung.

Sie wandte sich wortlos ab, erhob sich und legte ihren Bademantel über den Hocker. Sie war schön, ihre haselnussbraune, schimmernde Haut, ihre kleinen Brüste mit dem tiefbraunen Hof um ihre winzigen Brustwarzen, ihre langen zu kleinen Zöpfen geflochtenen Haare, die um ihre Schultern spielten, ...

Als sie mir ihr Gesicht wieder zuwandte, lächelte sie. Sie stieg zu meinen Füßen in die Wanne, glitt zu mir in den Pfirsichschaum und streckte sich vorsichtig aus, damit das Wasser nicht überschwappte.

Es tat so gut, sie zu spüren, sie so nahe bei mir zu haben, nicht alleine zu sein nach diesem Alptraum, der noch immer meine Gedanken angstvoll erfüllte. Sie

schloss die Augen, legte ihre Hände auf meine Beine und schmiegte ihren Kopf an meinen Fuß.

»Sara«, begann sie langsam, »du hast das Morphin zu hoch dosiert.« Sie machte eine lange Pause und wieder traten Tränen unter den geschlossenen Lidern hervor. »Ich habe Angst, Sara, ich habe so schreckliche Angst.« – »Ich liebe dich, ...« flüsterte sie fast unhörbar und beugte sich vor, um mich zu umarmen. Ich legte mich in ihre Arme und sanft strich sie über meinen Rücken und wiederholte die letzten Worte viele Male von tiefem Schluchzen unterbrochen.

Es war kurz nach Mitternacht, als wir ins Bett gingen. Wir schmiegt unsere vom heißen Bad warmen und dampfenden, noch feuchten Körper unter dem dicken Federbett eng zusammen, und entspannt schliefen wir kurz darauf ein.

Sara hatte damals nichts mehr gesagt. Was hätte sie auch sagen sollen; wir beide hatten bereits viele Male über alles gesprochen, wir wussten, was wir taten, wir wussten, was einmal geschehen würde, wir wussten, dass es keinen Ausweg gab. Sara litt an einen Gehirntumor, der weit fortgeschritten war; ihre Schmerzen nahmen von Tag zu Tag zu, die Abstände zwischen den Schmerzattacken wurden immer kürzer und nur das Morphin brachte ihr schmerzfreie Zeit.

Sie verabscheute Spritzen und deshalb entschied sie sich oft für Laudanum; aber es war schwer zu dosieren

und es hatte Sara schon oft vor die Pforten des Todes gebracht.

Es kam die kalte Jahreszeit. Sara war stark abgemagert, aß nicht mehr viel; der hohe Drogenkonsum und die starken Schmerzen hatten an ihr gezehrt.

Ich hatte für die kommenden Monate keine Aufträge mehr angenommen, so dass ich mich ganz Sara widmen konnte. Wir gingen spazieren, soweit es ihr Zustand zuließ, aber die meiste Zeit verbrachten wir in der Wohnung in einem riesigen Berg Kissen und Decken, die über den ganzen Boden verteilt waren. Ich las ihr aus Anaïs Nins Tagebüchern vor, die sie über alles schätzte, aus Büchern von Virginia Woolf und der Trilogie The Rosy Crucifixion von Henry Miller. Aber sie war sogar oft zu matt, dem Vorlesen länger als eine Stunde zu folgen und schlief ein. Dann trug ich sie auf die Couch und deckte sie mit ihrer dunkelblauen, gefütterten Lieblingsdecke aus Seide mit goldenen Sonnenmotiven zu, setzte mich zu ihr auf den Sofarand, streichelte ihren Kopf und versuchte meine Gedanken von der Düsternis zu befreien, die mich zu erfassen suchte, wenn Sara schlief und ich mit meinen Gedanken in der Stille alleine war.

Sara war 32 Jahre alt, viele Jahre hatte sie sich ambulanten und stationären Behandlungen unterzogen, aber ohne Erfolg. Der Tumor saß zu tief und an einer unzugänglichen Stelle. Sie hatte sich vor einem Jahr entschieden die Behandlungen abubrechen. Damals sagte sie

eines Abends, als wir gerade über den Herbst mit seinen Pastelltönen nachsannen, ruhig und unvermittelt: »Mauri, ich möchte in deinen Armen sterben, ... ich weiß, du liebst mich, aber ich weiß nicht, ob ich das von dir oder überhaupt jemandem verlangen darf.« Ich blickte sie erschrocken an. »Was hast du gesagt?« Und obwohl ich mit meiner Frage nicht meinte, etwas nicht verstanden zu haben, wiederholte sie sie, langsam und ernst, »Ich möchte in deinen Armen sterben.« Ich erstarrte im Sessel und sah sie an. Ihr Gesicht zeigte keine Regung.

Oft hatte ich an ihren Tod denken müssen, aber allzu konkreten Gedanken hatte ich keinen Raum gegeben. Es war nicht ihr Anliegen, das mich erschreckt hatte, es war der unausweichliche, nahe Tod, der mich unvermittelt wie ein eisiger Windhauch erfasste. Ja, ich liebte Sara. Aber ich war nicht stark, ich spürte, wie mich panische Angst ergriff zu versagen. Vielleicht war ich auch nur zu egoistisch, ... nein, das war es nicht, ... was für eine Rolle spielt Egoismus in einer Liebe? Was sie hier verlangte, war purer Egoismus, aber würde ich es mir an ihrer Stelle nicht auch wünschen? Würde es nicht auch das Einzige sein, was ich mir wünschen würde von meiner Partnerin, die ich liebe und die meine Liebe erwidert. Ein tiefes Mitfühlen und ein enges Zusammengehörigkeitsgefühl breiteten sich warm in meinem Inneren aus. Würde ich es mir nicht auch wünschen? ...

»Ich weiß nicht, ob ich stark genug sein werde. Sara, ... ich liebe dich«, antwortete ich leise, nachdem ich aus meinen Gedanken erwacht war.

Zu meiner Überraschung lachte sie, sprang auf, wie sie es schon lange nicht mehr getan hatte, umarmte mich stürmisch und knabberte sanft an meinem Hals. Mit ihrem eigenen schelmischen Lächeln flüsterte sie: »Hast du Lust auf ein paar ganz kleine — süße — zarte — feuchte Träumereien?«, wobei ihre Stimme den Eigenschaftswörtern eine entzückende und verlockende Melodie gab. »Heute geht's mir gar nicht so schlecht und ich will dich ganz, ganz nahe bei mir spüren«

Mauri war für ein paar Stunden in die Stadt gefahren, um einzukaufen. Ich blickte aus dem Fenster und sah den Schneeflocken zu, wie sie die kahlen Bäume zu kontrastreichen bizarren Gebilden verwandelten. Der Schnee auf den Feldern lag wie ein Leichentuch über der fruchtbaren Erde; unberührt, nur die Spuren, die Mauris Auto hinterlassen hatten, wandten sich entlang den Telegrafien- und Stromdrähten in die Ferne.

Ich zog die Vorhänge zu, denn das grelle Licht schmerzte in meinen Augen. Ich setzte mich wieder und betrachtete meine Beine – wie dürr sie geworden waren. Meine Arme dünn und zerbrechlich, meine Hände nur noch Haut und Knochen, mein Busen war leer und fast nicht mehr zu erahnen. Ich strich über das Wenige, Verbliebene auf meinem Kopf, wo einmal

lange feste lockige Haare ihren Anfang genommen hatten. Ja, Schönheit ist vergänglich, sagte ich mir fast belustigt. Ich gönnte mir ein kleines Glas Cointreau und nickte ein.

Ich erwachte durch ein sanftes Streicheln auf meinem Gesicht. Mauri kniete neben dem Sessel. »Schon zurück?« fragte ich. Sie lachte, »Ja, schon seit gut zwei Stunden. Ich wollte dich nicht wecken, du hast so ruhig geschlafen und ich betrachte dich gerne im Schlaf ... und außerdem wärst du mir mit deinen Kochkünsten auch keine große Hilfe gewesen.« Ich musste grinsen, denn ich wusste nur allzu gut, wie Recht sie hatte, und doch fügte ich spöttisch hinzu, »Oh, du hast gekocht. Was gibt's denn? Rühreier?«

Sie stand auf und ging in die Küche. Als sie zurückkam, trug sie eine kleine silberne Platte mit duftendem Brassói und stellte sie auf den Tisch neben mir. Ich strahlte sie an, ich liebte Brassói, wie es Mauri bereitete.

Ich streckte meine Arme aus, beugte mich vor, um sie zu umarmen, aber im gleichen Moment durchzuckte mein Kopf ein stechender Schmerz und ich fiel zu Boden. In meinem Inneren dröhnte es und ich hatte das Gefühl, dass mir die Augen aus den Höhlen traten; ich hielt meinen Kopf mit beiden Händen und krümmte mich auf dem Boden.

Mauri hob mich auf und trug mich ins Bett. Zusammengerollt wie ein Embryo wartete ich darauf, dass

der Schmerz ein wenig nachließ. Sie holte mir das Morphin. Langsam begann die Droge zu wirken und Schlaf kam.

Saras Gesicht war schweißnass. Ihre Anfälle kamen nun immer dichter aufeinander und schwächten sie mehr und mehr. Ich trocknete mit einem weichen, feuchten Tuch ihr Gesicht und zog die Decke über ihr zurecht.

Ich schaute zum kleinen Tisch, auf dem unser Essen gestanden hatte. Sie hatte ihn bei ihrem Anfall umgerissen und das Brassói lag über den Fußboden verteilt zwischen zerbrochene Gläsern und den Blumenstengeln, dem Strauss, den ich ihr aus der Stadt mitgebracht hatte. Ich beeilte mich, die Dielen zu reinigen und alles wieder so, wie es gewesen war, zu richten.

Sara schlief jetzt ruhig und ihr Gesicht war entspannter. Ich war erleichtert, denn ich wusste, dass der Schmerz nun nachgelassen hatte und sie von keinen bösen Träumen gequält wurde. Ich legte mich zu ihr ins Bett, schmiegte mich an ihren Rücken und gab ihr ein wenig meiner Wärme.

Weihnachten. Ein Tag wie viele andere; Mauri las mir aus Anaís Nins Tagebüchern vor und im Hintergrund spielte Walter Gieseking Etudes und Images von Claude Debussy.

Ich hatte seit ein paar Stunden Ruhe vor meinen Anfällen und ich fühlte mich in der Nähe von Mauri ge-

borgen; ihre leicht raue Stimme mit dem weichen Akzent, wenn sie mir Englisch vorlas, legte sich wie eine warme Melodie auf mich und hüllte mich ein.

Ich habe mich entschieden, mein Leben bewusst zu beenden. Ich habe es Mauri gesagt. Sie hatte mich in die Arme genommen und nur leise genickt.

Es war der Abend vor Neujahr. Sara ging es seit ein paar Tagen überaus gut, sie hatte keine Attacken mehr gehabt und ihre Kopfschmerzen waren erträglich, obwohl sie kaum Medikamente nahm. Wir waren auf den schneeweißen Wegen rund um unser Haus spazieren gegangen, eingepackt wie Eisbären in ihr Fell, hatten gemütlich vor dem offenen Kamin gesessen und uns aus der Vergangenheit viel Lustiges zu erzählen gehabt und gealbert; Sara war so fröhlich und heiter gewesen in diesen Tagen.

Nach dem Essen legte sie eine Platte mit Klaviermusik von Chopin auf und hockte sich auf meinen Schoß während ihre Beine meinen Körper umschlossen, und kuschelte sich ganz dicht an mich. Ihre Hände liebkosten meinen Nacken und ihre Lippen und ihre Zunge strichen sanft über mein Gesicht.

Wir hatten die Heizung auf höchste Stufe gestellt und das offene Feuer gab dem Raum zusätzlich knisternde, wohlige Wärme.

Plötzlich stand sie auf, stellte sich vor mich hin und blickte mich mit ihrem schelmischsten Gesicht an. Sie winkelte abwechselnd ein Knie an und zog langsam ihren dicken Socken aus. Trotz ihrer Abgemagertheit, bewegte sich ihr Körper geschmeidig und anmutig, wie der Gang einer Katze. Sie öffnete die Knöpfe ihre Jeans und ließ sie nach unten gleiten, entledigte sich ihres Pullovers und stand grinsend in ihrer Short vor mir. Ruhig glitten ihre Hände über ihre Brüste und weiter in kreisenden, langsamen Bewegungen über ihren Bauch bis zum Rand des noch verbliebenen Kleidungsstückes, das sie spielerisch immer weiter nach unten schob. Sie kam näher und stellte sich mit leicht geöffneten Beinen vor mich hin und ohne den Blick von mir zu nehmen, ließ sie ihre Finger mit ihren feuchten Lippen spielen. Mit betont gelangweilter Miene nahm ich mir eine Zigarette aus der Schachtel und zündete sie mir an.

Sie kniete nieder, nahm mir lächelnd die Zigarette aus den Fingern, drückte sie genüsslich im Aschenbecher aus und begann, mich auszuziehen. Behutsam strichen ihre Hände von meinen Knöcheln aufwärts über meine Waden zu den Knien und sanft öffnete sie meine Schenkel und ihre Zunge fuhr weich in meinen feuchten Spalt.

Wir sanken auf den dicken Flokati, den ich ihr zum Geburtstag vor vielen Jahren geschenkt hatte, und eng umschlungen genossen wir die Lust und die Liebe, die wir füreinander empfanden.

Erschöpft und entspannt lagen wir auf dem Rücken.

Es war kühler geworden und sie stand auf, gab mir einen Kuss auf die Stirn, huschte flink zum Bett und holte zwei dicke Daunendecken und kleine Kopfkissen, warf sie mir zu und ging ins Bad. Ich schlüpfte unter die Decken und wartete auf sie.

Als sie wiederkam, legte sie sich still an meine Seite, den Kopf an meine Schulter gelehnt, ein Bein angewinkelt über meinem Bauch und ihren Arm um meinen Hals geschlungen und flüsterte leise: »Ich liebe dich, Mauri. Danke, dass es dich gibt.«

In jener Nacht starb Sara.